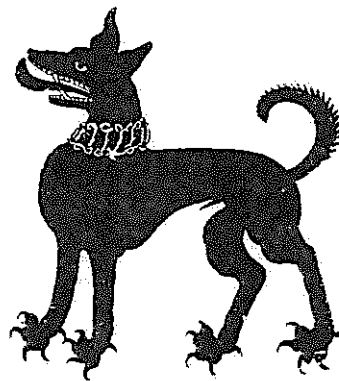


10. Jahrgang

Toggenburger Heimat-Jahrbuch 1950



Wir haben auf vielseitigen Wunsch unsern Kalender mit diesem Jahrgang auf Jahrbuch umbenannt, wodurch die Qualität des Inhalts richtig bewertet wird

Der Nachdruck aus diesem Jahrbuch ist verboten
Alle Rechte vorbehalten

„Thur“-Verlag: E. Kalberer, Bazenheid

Der Maler Karl Peterli

Von Paul Pfiffner, St. Gallen

Wer wollte all die Wege nennen, die tal-ein-talaus, bergauf-bergab, um Stock und Stein sich windend, ins Toggenburg führen. Wege und Straßen sind's, die einem die Augen mit immer neuen Bildern füllen, den Ohren abwechslungsweise Klang und Stille bieten und dem Wanderer mitten durch Blumenduft und Tannenwürze selbst das Schnaufen zum Genusse werden lassen. Höhenpfade, die Seel' und Sinn beglücken.

Der Haupteingang ins Toggenburg jedoch, der liegt im Nordwesten, dort, wo die Thur urplötzlich ihre Richtung ändert, weil sie wissen möchte, ob die Leute im Gau, der ihren Namen trägt, in Sachen mein und dein wirklich weniger brav seien als die St. Galler. Aber wir reden jetzt von der großen Straße, die von Zürich her ins Toggenburg führt, der Straße, auf der der ganze Strom der Schwitzvelöler, der Töffspektakler, der Karralpiner und der Limousinemajestäten dahergefahren kommt. Von dorthier rollen auch die Eisenbahnzüge mit den Gemütlicheren, mit jenen, die mit Herz und Nerven und auch mit dem Portemonnaie mehr rechnen müssen als die ändern.

Das stolze Tor zu dieser Einfahrt ins schöne Toggenburg ist Wil, die „Stadt der Aebte“. Es ist lange her, seit der letzte Landhofmeister dort auf der Pfalz oberherrlich schaltete und waltete. Aber die fürstliche Haltung ist der Stadt geblieben. Das verdankt Wil nicht zuletzt seinen Künstlern und andern Männern und Frauen, die Blick und Sinn für das Schöne haben. Während anderswo manch guter Brauch, manch schönes Haus, manch trauter Winkel übler Neuerungssucht zum Opfer fiel und Geldbeutel und Unverstand die einzigen Baumeister waren, scheuten diese wackeren Leute keine Mühen, um Kunst und Kultur in ihrer Stadt zu erhalten und alten Besitz durch Schaffung neuer Werte zu mehren. Ein namhafter Wiler dieser gesunden Art in unserer Zeit ist Karl Peterli, der Maler.

Die Peterli waren einst im nahen thurgauischen Bußwil beheimatet, Bauern, von denen

keiner auf Heiligenbildchen zu finden ist, doch Bauern, die ihr Brot dem Boden, der sie trug, mit zähem Fleiß abrangen. Da sich aber die Jucharten — damals schon wie heute noch — nicht einfach strecken ließen, die Zahl der Nachkommen aber kräftig wuchs, war es gegeben, daß von Zeit zu Zeit ein junger Peterli seine Siebensachen zusammenpackte, um anderswo für Kopf und Hände Arbeit zu suchen.

So kam der Großvater unseres Malers als Wirt zur „Sonne“ und zugleich auch als Bäckermeister nach Wil. Er schenkte einen Tropfen aus, der ihm Ehre machte und buk ein Brot dem's weder am Geschmack noch am Gewichte fehlte. So erwarb er sich Ansehen und damit auch das Bürgerrecht der löblichen Stadt.

Nach seiner Fahrt von der „Sonne“ in den kühlen Schatten des Grabes aber teilten sich zwei Söhne friedlich in den Doppelbesitz:



Karl Peterli, Selbstbildnis

Zeichnung



Wii vom Hofberg aus

Gemälde

Bäcker ward der eine, Sonnenwirt der andere, der Vater des Künstlers.

Der neue Sonnenwirt war ein Mann, der es mit dem Herrgott und seinen Gesetzen ernst nahm wie selten einer und darum auch den Glauben an die Menschen nie verlor, selbst dann nicht, wenn's etwa wieder einmal einem ganz gerissenen Galgenvogel gelungen war, ihn faustdick anzulügen und schmerzlich spürbar zu betrügen. Von Haus aus gewohnt, nur verdientes Brot zu essen, haßte er alles schmarotzende Nutznießertum. Die Arbeit war ihm ein Bedürfnis, und weil das Gasthaus allein ihm zu wenig davon bot, eröffnete er daneben ein Mineralwasser-Geschäft. Da hatte er genug zu tun vom Morgenrauen bis lange nach dem Betzeitläuten, und Muße zum Träumen blieb ihm nicht. Doch Herz und Gemüt ließ er sich bei allem Ringen um Verdienst und Brot nicht abwürgen. Die Freude am Schönen lag ihm im Blute, weit mehr als vielen andern, die mehr Zeit hatten, sich ihr hinzugeben und auch viel geläufiger von schönen Dingen sprachen als der Sonnenwirt. So lief er einmal — 's ist ein Beispiel nur — mitten aus der Arbeit heraus, davon, um das Farbenwunder eines Sonnenunterganges zu genießen, zu dem ihn sein kleiner Karl in hellster Begeisterung gerufen hatte. Ergriffen waren beide, der Vater, der nur Limonadenflaschen in seinem Sinn und Denken zu haben schien, und das Büblein, in dem sich der Künstler regte.

Gemütvoll war auch die Mutter Peterli, tief religiös und darum wahrhaft gütig. Doch zeigte sie diese Tugenden nicht so offen wie die „Sonne“ ihr gülden Wirtshausschild. Tochter eines deutschen 48er-Revolutionärs, eines von jenen vielen, die damals in allen Landen von Spanien bis nach Polen und von England bis hinunter nach Sizilien von ihren Obrigkeiten mehr Mitspracherecht ertrotzten, gegen alles wüteten, was nach alter Ordnung roch und nie genug Freiheiten bekommen konnten, war auch sie von fast unbändiger Energie. Nur wenige wußten von den zarten Saiten, die oft in ihr zum Schwingen und zum Klingen kamen. Das Leben zwang sie wohl, stark und am rechten Orte hart zu sein; denn als 1906 der Sonnenwirt von seinen acht Kindern weg gestorben war, da mußte sie Mann und Frau, Vater und Mutter zugleich sein. Sie führte das Mineralwassergeschäft selbständig weiter, sorgte gleichzeitig für saubere Bedienung der Gäste in der „Sonne“, für guten Ton und rechte Ordnung, wie es zu Vaters Zeiten war, und ließ bei allem Sorgen keines ihrer Kinder aus den Augen. Sie bändigte die Wildlinge, wo es nötig war und fesselte sie zugleich an sich, daß sie später in jeder Lebenslage wüßten, was Familie heißt und was Söhne und Töchter einer rechtschaffenen Mutter zu tun und zu lassen haben. Dabei war sie hellhörig in allen Dingen und aufgeschlossen für alle Fragen der Zeit. „Nie mehr ist mir eine Frau mit so

viel politischem Instinkt begegnet", erzählte mir der Maler erst kürzlich noch mit Bewunderung von seiner Mutter. Dabei sah die Sonnenwirtin auch in Erziehungsfragen klar. Schaffen mußten die Buben wie die Mädchen. So gab es bei ihnen keine Langeweile, die Leib und Geist verschlampen und versimpeln läßt, und kam die Nacht, so waren sie teigmüde, und dann schliefen sie den Schlaf gesunder Jugend. Doch hatten sie zur rechten Zeit auch ihre freien Stunden. Dann kamen sie alle: die Hilber, die Senn, die Bischoff, die Widmer und die Peterli aus der Bäckerei, die ganze lebensfrohe Zukunft dieser kinderreichen Wiler Familien, in denen sechs Sprößlinge die untere Grenze war.

Da kam Betrieb in die kleine Stadt. Leben fuhr in alle Gassen, um alle Brunnen, in alle Winkel. Und drang die ungehemmte Fröhlichkeit dabei auch laut genug aus allen Kehlen, so wettete deswegen weder Bräseler noch Bräselina. Die echten Wiler Bürger und Bürgerinnen unter den Fenstern, Türen und Bögen verjüngten sich in der Sonne solcher Jugendlust. Wie wunderbar war es doch dazumal, Bube oder Mädchen zu sein! Eine solche Heimatstadt mit so viel seltenem Verstehen mußte einem lieb werden und lieb bleiben bis zum letzten Schnauf.

Recht oft aber zogen die Wiler Buben rudelweise hinab zur Thur, nach der Thurnau, nach dem Galgenrain zu Spiel und Bad und zu erlebnisreichen Entdeckungsfahrten. Und hatten die Bauern rings um die Stadt Heu und Frucht unter Dach gebracht, dann erhielt der Spielplatz ein fast endloses Maß, von der Thur weg bis hinauf auf die Höhen des Hofberges, den „Burgstall“, wie er einstens hieß, ja, hinauf bis auf den Nieselberg dehnte er sich aus.

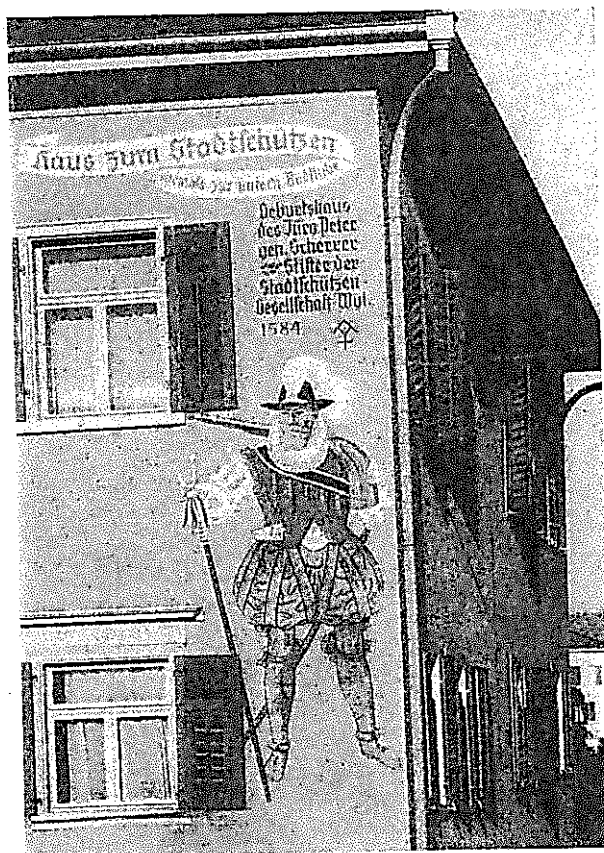
Natürlich mußte man nebenbei auch noch zur Schule gehen. Karl Peterli erfüllte derlei Pflichten schlecht und recht; noch selten nahm's ein Bube, der den Beruf des Künstlers in sich trug, im Schulbetriebe allzu hitzig. Es ist nun einmal ein anderes Denken in derlei Köpfen, als man es zum Rechnen und zum Wörterbiegen braucht. Und gibt's Geographie oder Geschichte, dann schreiten Gottbegnadigte niemals am Seil der guten Ordnung. Getrieben von der Kraft der Phantasie überspringen sie selbst dem besten Lehrer die Schranken seiner Lektionen, brennen durch, verlieren sich in allen Weiten, Höhen und Tiefen und merken dabei kaum, daß es auf der Welt noch Lehr- und

Stundenpläne gibt, bis die Schulglocke beglückend hell zum Schlusse läutet.

So ging es jeden Tag „dem Peterli“. Bloß wenn man Zeichnen hatte, dann stellte er seinen Mann, daß der Lehrer Ulrich Hilber, der wahrlich viel davon verstand, ihm väterlich lächelnd auf die Schulter klopfte.

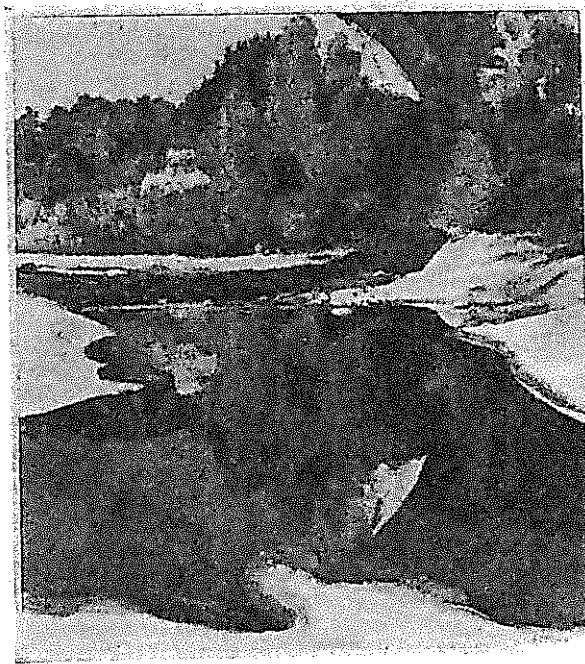
Karl verehrte diesen Lehrer von Gottesgnaden; denn niemand wußte so herzwarm von der Stadt zu reden wie er, und keiner kannte so gut wie der Lehrer Hilber all die offenen und verborgenen schönen Dinge, die der lieben Stadt zu Schmuck und Zier gegeben waren. Ein handwerkstüchtig geschaffenes Wirtshausschild, ein schönes Schloß an einer vornehmen Haustüre konnte er mit Augen und mit Händen streicheln. Wie lernte Peterli da sehen! Wie lernte er erleben! Auch er wollte einmal zeigen, wie reich seine Stadt, die Heimat, nein, die ganze Welt an schönen Dingen ist; auch er wollte einmal Schönes schaffen.

So kam er nach der Schulzeit zu einem Dekorationsmaler in die Lehre. Beglückt schaute er nach den vielen Farben, als er am ersten Morgen in der Werkstatt stand. Bald werde er ein Meister sein, so dachte er, und dann malen, malen, malen! Aber der



Der Wiler Stadtschütze

Wandbild, Mineralfarben



Die Thur

Gemälde

schöne Traum verflog, eh' eine Woche nur verfloßen war. Der kunstbegeisterte Junge kam nicht zum Malen; er hatte bloß verklebte Pinsel mit Schmierseife sauber zu putzen, verpatzte Farbkübel von einer Ecke in die andere zu tragen, alte Anstriche von Möbeln abzulaugen und abzukratzen und zwischenhinein den schwerbeladenen Handwagen straßab und straßauf zu schleppen. Und als der Meister mit Gefallen merkte, daß sein Lehrling mehr Kraft als manch ein Großer hatte, mußte er auch beim Gerüsten helfen, bis ihm beinahe die Knochen krachten und die Sehnen rissen. Alles mußte er tun, bloß malen . . . malen durfte er nicht. So ging es Tag für Tag, von einem Monat zum andern. Die Enttäuschung wuchs mit jeder Stunde. Und weil die langweilige Bude auch nicht einen Hauch von dem zu geben wußte, was des Lehrlings Herz verlangte, suchte er anderswo Befriedigung, und er fand sie . . . schneller als gedacht . . . im Fußballsport.

Die Peterli-Buben alle waren für den Sport geradezu geschaffen. Wendig und sehnig und zähe schwang sich Karl bald obenauf. Mit Leib und Seele verschrieb er sich dem fanatischen Treiben und ließ davon nicht ab, selbst dann noch nicht, als er Anstreicher geworden war und in Zürich einen Arbeitsplatz gefunden hatte. Da hatte die Kunst nichts mehr zu wollen.

Bloß gelegentlich, wenn er wieder einmal daheim in der „Sonne“ saß und sein Freund

Johann Baptist Hilber am Klavier der Phantasie freien Lauf ließ, dann erwachte etwas wie ein Heimweh in Karls Seele: Warum war er, der Maler, nicht auf dem Weg zur Kunst?

Ein zufälliger Besuch brachte die Wendung. Einer von Peterlis Brüdern hatte im Militärdienst den Winterthurer Maler Hans Schöllhorn kennen gelernt und ihn zu einem Besuch nach Hause mitgebracht. Die Sonnenwirtin kam mit Schöllhorn ins Gespräch. Sie sah und hörte den Künstler, maß daran ihren sportbegeisterten Anstreicher, dachte an die Zukunft des Sohnes und wurde neugierig, was wohl der „Fachmann“ zu den Zeichnungen ihres Jüngsten sage. Schöllhorn, der feinfühlende Schöpfer entzückender Zirkusbilder, sah bald, daß der junge Renner lätzig gesattelt war, und ehe er ging, war die Mutter Peterli mit ihm einig: ihr Karl mußte nach Genf an die „Ecole des beaux arts“, an die „Schule der schönen Künste“.

Sie war nicht sehr bedeutend damals, diese Kunstschule zu Genf, etwas äußerlich wie die Zeit; aber Genf war die Stadt Ferdinand Hodlers, des eigenwilligen Malers, vor dessen „revolutionären“ Bildern die Bürger, die für Ruhe waren und für Fortschritt mit Maß, entrüstet mit Spazierstöcken und Regenschirmen fuchtelten. Das war für Peterli, den Enkel des Revolutionärs, allein schon mehr als Grund genug, in Hodler einen ganz Großen zu sehen. Aber bald kam der junge Wiler in Genf zum lebhaften Nacherleben



An der Thur

Aquarell

Hodlers. Peterli war von der kraftvollen Gestaltung des Meisters zu tiefst gepackt und seelisch mitgerissen, grad wie andere Kunstschüler auch, vor allem der Deutschschweizer Willy Dünner, der heute als Vizepräsident des Kunstvereins Winterthur gar verdienstlich für Kunst und zeitgenössische Künstler wirkt.

Anderthalb Jahre blieb Karl Peterli in Genf. Dann zog er heim nach Wil. Dem jungen Maler öffneten sich die Türen, wo man nur immer Sinn für das wahrhaft Schöne hatte. So fand er den Weg in die Familie Tuason, wo die Musik bei selten reicher Begabung liebevolle Pflege fand. Liederklang und Farbensang knüpften innige Freundschaftsbande. In der Atmosphäre der Kunst erwachte die Liebe, und Liebe ist erfinderrisch, wenn es gilt, Wege nach dem Glück zu bahnen. Die Tuason hatten wertvolle Beziehungen bis weit über die Grenzen des Schweizerlandes hinaus. So wurde möglich, was Karl Peterli kaum zu träumen wagte: er konnte nach Italien fahren, hinab bis nach Sizilien.

In Palermo lebte eine mit den Tuason befreundete Familie Daneu. Es waren kunstbegabte Leute. Da war nun Peterli so recht daheim. Der gleichaltrige, wohlgeschulte Sohn lebte begeistert und begeisternd ausschließlich der Kunstwissenschaft; die Tochter aber verstand gar wohl mit Pinsel und mit Farbe umzugehen. Karl wetteiferte mit ihr und malte ein Jahr lang, was sich vor seiner Staffelei ihm zeigte. Als er aber ein

Gemälde von Caravaggio — eines um 1600 herum von Rom nach Sizilien geflohenen, heißblütigen italienischen Naturalisten — zum Verwechseln gut kopiert hatte, da bestaunten sizilianische Aristokraten die Kunst des Svizzero, und man fand, daß es jammer schade sei, wenn ein pittore solcher Qualitäten auch nur eine Minute dazu mißbrauche, beim Antiquitätenhändler an der Via Stabile an Sizilianer Wagenachsen herumzuschneiden oder Bergamottenschalen mit Bildchen zu bemalen, um sie damit zu viel begehrten Reiseandenken herauszufrisieren. Wie oft hatte Peterli derlei so nebenbei getan!

Viel besser verstand ein jeder, daß er halbe Tage lang sich im Museum nationale in Metopen — Bruchstücke griechischen Tempelschmuckes — vertiefte und daß er sich immer und immer wieder zur Kathedrale von Monreale hingezogen fühlte, wo herrliche Mosaiken aus dem 12. Jahrhundert ihn für Stunden und Stunden die ganze Welt samt sich selber voll und ganz vergessen ließen. Geradezu Festtage aber waren es, wenn er mit dem Straßeninspektor Cavaliere Bazile und einem philosophierenden Volksschullehrer die sonnige Insel kreuz und quer durchstreifen konnte, wobei er seine Augen sich an der südlichen Farbenglut und am unerschöpflichen Reichtum neuer Natur- und Lebensformen regelrecht betrinken ließ. Herrliche Tage!

Doch mittlerweile war die Zeit gekommen, wieder nach Wil heimzukehren. Karl Peterli

liebte die allzuharten Uebergänge im Leben so wenig wie in seinen Bildern. Nur nach und nach konnte er sich vom Süden lösen. So reiste er denn mit Unterbrüchen, blieb in Neapel, blieb in Rom und in Florenz, und als er nach einer Rückfahrt, die volle sechs Monate gedauert hatte, im lieben Wil dem Zug entstieg, da war er reich an Land- und Volks- und Kunsterleben, doch nicht ein Fertiger im Reich der Kunst. Wehe dem, der sich da fertig glaubt!

Die Berichte, die von Sizilien nach Wil gekommen waren, müssen nicht schlecht gelautet haben. Item, Mutter Peterli hatte bereits beschlossen, ihrem Karl das Weiterstudium zu ermöglichen. So fuhr der junge Maler denn nach Paris, wo er Schüler von André Lhote wurde, der damals, vor allem als Lehrer für Bildaufbau, vielen sehr viel galt. Vier Winter nacheinander arbeitete er dort, und als zum erstenmal eines seiner Bilder am „Salon d'Automne“ zur Ausstellung angenommen wurde und ein Kritiker darüber schrieb: „e moi, j'aime la lumière blonde de Peterli“ — „das helle Licht in Peterlis Gemälde, das kann es mir“ —, da sah Peterli die Sonne seines Aufstieges in blendendem Glanze. Im Sommer aber, den von 1923 ausgenommen, als er eine Studienreise ins Deutsche und nach Holland unternahm, arbeitete er in Wil, entwarf Fahnen, schuf gelegentlich ein graphisches Blatt und

mühte sich in zäher Arbeit, „ein gutes Bild zu malen“, so, wie es die französischen Impressionisten taten, die ins Freie gingen, um Sonne zu malen, Baum und Strauch, Stadt und Straße, Erde und Himmel im mannigfaltigen Spiel von Licht und Luft und Atmosphäre.

„Es dauerte lange, bis ich merkte, wie weit das Licht malbar ist“, so gestand er mir, als ich jüngst in seinem Atelier ihm gegenüber auf dem alten Kanapee saß und das lichtvolle Farbenspiel eines seiner Bilder auf mich wirken ließ. Und lächelnd fuhr er fort: „Doch, das Beste, was ich je getan, ist immer noch die Heirat. Es gibt nicht sehr viele Frauen, die bei so viel geistiger Quicklebendigkeit und solchem Frohsinn, so viel Tatkraft entwickeln, Frauen, denen harte Arbeit als Selbstverständlichkeit erscheint“.

Während er so sprach, hörte ich die Frau des Malers Klavierunterricht erteilen, dachte an ihr seelenvolles Singen, sah sie mit Bravour Hauptrollen im Wiler Theater spielen, und Verse, die sie geschrieben, erwachten neu in meiner Erinnerung. Und bei alldem geht in der „Grande Chaumière“, der „großen Hütte“, — wie Peterli sein Haus zu Wil getauft — nichts drunter und drüber, gepflegt ist das Heim wie selten eines, das licht- und klang- und farbenfrohe Künstlerheim.

„Das Beste, was ich je getan . . .“ Gewiß, in der Wahl der Frau hat unser Maler entschieden gut gesehen, gut empfunden; denn leicht ist es für einen Künstler nicht, die richtige zu gewinnen.

Aber gut ist auch das Werk, das Karl Peterli in seiner „Grand chaumière“ zu Wil, am Eingangstor ins Toggenburg, geschaffen hat.

Nicht aus kluger Berechnung hat sich der Künstler Peterli dauernd in der Aebtestadt, der kleinen, niedergelassen; in einer größern wären die Aussichten auf Erfolg wohl besser gewesen. Aber Wil ist ihm ans Herz gewachsen, und darum hat er seine Stadt denn auch von allen Seiten gemalt und immer wieder gemalt, zur Morgen- und zur Abendzeit, bei Sommerhitze wie im Schnee. Und nicht nur ihr äußerliches Bild hat er festgehalten, die Stadt mit dem mächtigen Block des „Hofes“, mit St. Nikolaus, der Stadtkirche, und der gutbürgerlichen Häuserreihe, nein, er hat selbst ihre fürstliche Vornehmheit, ihre Kraft und ihren Stolz gemalt und hat ihr gleich auch den Hofweiher als Spiegel beigegeben, daß die Schöne sich darin beschauen kann.



Rita

Gemälde

Ein herrliches Gemälde, dieses „Wil vom Hofberg aus“, meisterhaft aufgebaut, innerlich groß in seiner Ruhe, seinem Gewicht und dem geheimnisvollen Licht, in dem alles Nebensächliche verschwindet, das nichts zu sagen hat oder dem weniger Würde eigen ist, wie etwa der Neustadt im Hintergrund, die ihren doch gewiß schönen Turm von St. Peter vergeblich in die Höhe schickt, um auch dabei zu sein, wenn was zum Ruhme Wils geschieht.

Anders ist der „Schäfliplatz“ gesehen. Da plaudert und singt kleinstädtische Gemütlichkeit aus allen Fenstern. Buben- und Mädchenlachen schallt aus den Gärten. Irgendwo sitzt eine hübsche Wiler Tochter am Klavier und freut sich musizierend ihres Lebens. Selbst das Rößlein vor dem Wirtshaus atmet Daseinsfreude und im Gezweig der Bäume jubiliert ein Fink:

„Sonniges Wetter, rauschende Blätter,
Vogelgeschmetter, wonnige Lust.
Tra-la-la-la-la!“

Ulrich Hilbers „Dichtergaben aus Wiler Geschlechtern“ muß er es entnommen haben. Und alles, alles das hat Peterli mit Farben, die selber klingen und singen und musizieren, in das Bild gemalt. Aus Dankbarkeit für das Viele, das sein liebes Wil ihm seit früher Jugend war, was es ihm geblieben ist und immer bleiben wird, auch wenn es da und dort, so alle Jahrzehnt einmal, eine kleine Meinungsverschiedenheit auszurechten und auszufechten gibt. Er lebt eben mit seiner Stadt und wacht als Heimatschützer gesunder Art darüber, daß weder Unverstand noch lätzgefederter Eigensinn ihr schönes Antlitz so oder so entstellen. Wo sich aber eine Möglichkeit bietet, ihren Schmuck und ihre Zier zu mehren, da wirkt er mit, mit träfem Wort und sicherm Können. Manch gelungene Hausrenovation, manch eine schmucke Firmaschrift und manch künstlerisch wertvolle Bildzier hier und dort hat Wil diesem Wirken zu verdanken. So ist auch „Der Wiler Schütze“ an die Südfassade des Hauses von Erwin Bischoff gekommen, der Schütze, der stark und trutzig dasteht und jeden mustert, der vom Bahnhof her in die Stadt eintreten will. „Willkommen“, sagt er Mann und Frau, „Willkommen alle, die denken, reden und handeln nach Gebühr. Wer das nicht kann, der bleibe draußen!“ — Die Sprache der Wandmalerei ist kein Plaudern; sie ist kurz und bündig und stets am rechten Platz, und

dafür hat Karl Peterli ein sicheres Empfinden.

Wie lieb aber unserm Maler die Stadt als solche ist, so übersieht er doch auch die Reize ihrer Umgebung nicht. Vor allem ist es „Die Thur“, die ihn mit der unerschöpflichen Fülle ihrer malerischen Werte immer wieder neu anzieht. Es ist das Unberührte der Landschaft dort, die tiefe Stille des Ortes und stille Tiefe des Wassers, in dem sich Stein und Strauch und Baum und Himmel spiegeln. Es ist die bezaubernde Harmonie, in der die Natur und ihr Widerschein so zu einer Einheit werden, daß man kaum recht weiß, wo die eine aufhört und der andere beginnt. Keiner malt die Thur so wie Karl Peterli. Ob er sie langsam forschend erschaut, sinnend erlebt und wohl bedacht zum Gemälde auf der Leinwand aufbaut, oder ob er vom ersten Eindruck einfach mitgerissen, leidenschaftlich begeistert, treffsicher und schmissig ein „Thur-Aquarell“ auf ein Blatt Papier hinwirft, immer sind sie wahr und gehaltreich, Peterlis Bilder von der Thur. Ungequält und doch fertig haben sie den Reiz der Jugendfrische und der Reife zugleich. Gut sind unsere zwei Schwarzweiß-Reproduktionen, doch vermögen sie nur ein schwaches Bild der farbigen Originale wiederzugeben; denn



Sepp der Fuhrmann

Gemälde



Muttergottesbild

Holzschnitt

Karl Peterli ist ein Maler, der vor allem durch seine frischen Farben spricht.

Das zeigt uns ganz deutlich sein „Stilleben“, das unser Jahrbuch schmückt: ein Konzert von leuchtenden Farben, in dem die Linien des Gegenständlichen bloß diskret mitschwingen, so, als wären sie nur Begleitung zu den Melodien. Wie edle Musik muß man dies Gemälde schweigend auf sich wirken lassen, um es zu erleben.

Etwas Geheimnisvolles, Körperloses, Jenseitiges lebt in solchen Bildern, das Wissen um das überirdisch Seelische, wie es das „Muttergottesbild“ erfüllt, das uns in seiner Lieblichkeit so nah, in seinem innern Reichtum aber übersinnlich fern erscheint.

Lebenswahr und seelenvoll zugleich malte Peterli das Bildnis seiner Tochter „Rita“. Das spanische Temperament der Mutter liegt nicht nur in den Augen dieses sauberen, schwarzhaarigen Mädchens; es spricht aus jeder Linie des morgenfrischen Gesichtchens, aus der hemmungslosen Selbstverständlichkeit der Haltung und lacht aus dem frohen Farbenspiel, das das blumige Halstuch mit dem kecken Schlips und dem übrigen Gewande auf dem ruhigen Grund des Bildes

uns zum Besten gibt. Ein Porträt, das aufs Wesen geht!

So recht erfaßt ist auch unser „Sepp, der Fuhrmann“, mit seinem Roß. Sie haben Werktag gehabt, allebeide, und jetzt darf die Fanny ein Viertelstündchen Ruhe genießen und sich am Grase gütlich tun. Der Bursche hat seinen Hut nach hinten geschoben, daß frische Luft die heiße Stirne kühle und die kecke Locke streichle. Und so lehnt er sich, den rechten Arm auf den Rücken des Pferdes gelegt, den Peitschenstab lässig zwischen Daumen und Zeigefinger, zum Verschnaufen an seinen lieben „Eidgenoß“. Man hört förmlich das Grasen des Rosses, das Schnauben seiner Nüstern, das Klatschen des Lederzeuges, das Klingeln der Metallteile des Geschirres. Da sieht man, wie sicher Peterli mit dem Pinsel zeichnet, sofern es ihm gegeben erscheint.

Daß er ein Zeichner ist, der Spannung, Kraft und Saft in seine Linien hineinzubringen weiß, das läßt aber vor allem sein „Selbstbildnis“ erkennen.

Den strichsicheren Zeichner offenbart auch der Holzschnitt „Die Flucht“. Zählen könnte man die weißen und die schwarzen

Flächen und die wenigen Striche, die das Bild ausmachen, und doch liegt darin ein ganzes, großes Künstlererleben aus heiliger Geschichte. Todmüde von dem langen Ritt überreicht die Mutter Maria ihr himmlisches Kind Josef, um vom Tier zu steigen und sich ein bißchen auszuruhen im Schutz der dunkeln Nacht. Stein, Astwerk und das Eselein stehen da wie ein einzig großes Staunen. Es ist das Staunen der Natur über die Unnatur von Menschen, die Schuldlosigkeit verfolgen und zur Flucht ins Dunkel unbekannter Ferne zwingen. — Wie wohl tät so ein Holzschnitt jeder guten Christen-

stube, ein Original, von A bis Z vom Künstler selbst geschaffen!

Wer denkt daran?

Wer denkt an Kunst und Künstler, während vom frühen Morgen bis zur Mitternacht Hunderte von Motoren mit ihrem Rasen, ihrem Lärmen des Menschen Sinn und Seel betäuben! — Und doch glaube ich, der Herrgott, der dem Toggenburger das gute Ohr für Sang und Klang gegeben, habe ihm auch den rechten Blick für die Kunst geschenkt, von der uns Karl Peterli, der Maler, so Köstliches zu zeigen weiß.



Die Flucht

Holzschnitt

Der Künstler

Woran man ihn erkennen kann?
Er steht nicht wie ein andrer Mann
mit beiden Füßen auf der Welt;
er schwebt, nicht, weil es ihm gefällt,
er schwebt, weil er nicht anders kann,
überm täglichen Drum und Dran.
Er kennt die Jagd nicht nach dem Geld,
die Hast nicht nach Erfolgen,
Er will nicht König sein, nicht Held,
muß seinem Innern folgen.
Er lebt in seiner eignen Welt
und muß, nicht, weil es ihm gefällt
er muß, weil er nicht anders kann,
ein ganzes, volles Leben lang
dem Talente leben,
das der Schöpfer ihm gegeben.

„L'homme est de feu,
la femme d'étoupe.“
Das Feuer ist Wunder,
was es anfacht, ist Zunder.
So verhält es sich genau,
Zunder ist des Künstlers Frau.

RITA PETERLI-TUASON